№ 6. Jüdisches 1885.

Familien-Blatt.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Himmlische Speise.

(Zum Wochenabschnitt Beschallach.-Exod. 16, 4.)

Heiß brannte die Sonne hernieder auf's Land,
Es glühte wie Kohle der Wüstensand;
Kein Baum, kein Halm reicht atzende Frucht,
Und Israel hungert auf seiner Flucht
Aus Egypten, und murrend es Gott versucht . . .
Doch der Vater ruft aus des Himmels Kreise:
„Ich lasse euch regnen himmlische Speise!"

Sie ziehn an den Sinai, den Hügel so klein,
Den hüllet ein mächtig Gewölke ein,
Es donnert, es blitzt mit gewaltigem Strahl,
Und Israels Stämme vernehmen zumal
Vom Berge herab da drunten im Thal
Die Zehngebote in göttlicher Weise . . .
Da regnet herab ihnen „himmlische Speise".

Und ist, o mein Bruder, dir öde und wüst
Das Leben, durch das du verzagend ziehst;
Blick' auf zum Vater, Er läßt dich nicht,
An Boten und Mitteln Ihm nie es gebricht,
Aus dem nächtlichen Himmel bricht Sternenlicht
Und aus des Herzens Tiefen quillt tröstend leise
Und aus dem Himmel herab dir „himmlische Speise".

Und auch du, mein Kind, mit zärtlichem Geist:
Wenn der Vater, der Lehrer, dich unterweist
Von Gott, Aller Vater, den Augen verhüllt,
Von der Seele, dem göttlichen Ebenbild,
Von dem Gotteswort, das die Leidenschaft stillt,
O öffne dein Herz mit willigem Fleiße:
Es regnet hernieder dir „himmlische Speise!"

Dr. J. Goldschmidt-Weilburg.

Judith, oder das Perlenhalsband.

Erzählung aus dem russisch-jüdischen Leben.*

Von Emilia P . . . . . r.

(Fortsetzung.)

Hierauf berichtete sie ihm Alles, in fliegender Hast zwar, aber mit dem ganzen Schmelz ihrer süßen Stimme, dem Zauber ihrer phantasiereichen Beredtsamkeit und kindlicher Unschuld. Nichts verschwieg sie, nicht die ihr lästige Bewerbung Ismael's, seine Anbetung, vor der flüchten zu können, ihr sehr lieb gewesen, daß sie furchtlos der Flucht und ihren Gefahren entgegensehen und trotzen zu können geglaubt.

Der Graf lächelte. „Armer Ismael, wer kann es ihm verdenken, daß er sein Herz an Dich, Du schönes Kind, verlor!? Doch sprich, bist Du immer so grausam?"

Verwirrt ob dieser Frage senkte Judith rasch den Blick zu Boden.

Wieder beugte sich der Graf zu ihr nieder, doch jetzt hob er sie vom Boden auf, so sanft, so leicht, als hätte seine Hand noch nie des Krieges rauhe Sitte geübt.

„Und sprich, wie alt bist Du, meine tapfere, grausame, kleine Landsmännin?"

„Sechszehn Jahr!" hauchte Judith fast unhörbar.

Der Graf hielt ihre kleine Hand, sie ließ sie ihm, wie im Traume. Michael Gregorowitsch bebte innerlich vor Wuth. Da näherte sich Samuel den Beiden.

„Darf ich Ew. Gnaden jetzt meine Papiere zur Einsicht reichen, meinen Paß u. s. w.," fragte er ruhig und ohne jede Ostentation, indem er dabei seinen einen Arm um Judith schlang.

Hastig wandte sich der Graf zu ihm und griff nach den Papieren. Eiligst durchflog er sie.

„Alles in Ordnung, Kamerad," wandte er sich zu Michael Gregorowitsch, „das Halsband hat der Jude ehrlich gekauft, es gehört ihm. Ich verstehe genug türkisch, um den Schein, gefertigt ob dieses Kaufes, lesen und deuten zu können. Verlasse Dich darauf. Einen Rath möchte ich Dir noch geben," fügte er lächelnd hinzu, „lasse Dich nicht wieder durch ein hübsches Mädchengesicht zu solch einem Irrthum verleiten, es könnte Dich leicht mehr gereuen, als heut', Michael Gregorowitsch."

Dieser biß sich auf die Lippen und wurde dunkelroth, doch sagte er nichts, nur seine rollenden Kohlaugen warfen häßliche, stechende Blicke auf den Grafen und die erglühende Judith.

„Samuel Nasaroff," trat der Graf auf diesen zu, „kommt, folgt mir mit Eurer schönen Tochter nach meinem Zelte. Ich will Euch anbieten, was ich habe, vor Allem Zurückgezogenheit und Ruhe. Ich übernehme nun auch gern alle etwaige Verantwortung und werde Sorge tragen, daß Ihr sicher und ohne Unheil, ohne Störung Euren Heimathsort Odessa erreichen könnt."

„Wir werden Ew. Gnaden dies nicht vergessen", sagte Samuel ernst und feierlich „ob Ihr auch die Dankbarkeit eines Juden wenig schätzen solltet, und obgleich wir ja Russen sind, auch nichts Strafbares begangen hatten."

Der Graf nickte freundlich, Judith aber ergriff in der Ueberwallung ihres Gefühls seine Hand und küßte sie. Rasch entzog sie ihr der Graf, und hauchte einen Kuß auf ihre alabasterweiße Stirn.

„Daß Sie mich nicht vergessen, darum bitte ich sogar," sagte er dann, Samuel, dessen Wesen und Erscheinung auch nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, die Hand reichend, wieder aber zu Judith sich wendend, die noch wie betäubt dastand und zu Boden starrte, flüsterte er leise und dringend bittend;

„Vergeßt mich nicht, schöne Judith, nie, niemals! Wollt Ihr mir dies versprechen, fest geloben?"

Judith hob die wimperbeschleierten Augen zu ihm auf. „Meine Dankbarkeit ist so unverbrüchlich, wie ein Gelöbniß, Herr Graf," bebte sie hervor.

*) Nachdruck verboten.

„Nur die Dankbarkeit?! Ah, schöne Judith, als ich Euch da vor mir erblickte in dem ganzen zauberischen Reiz Eurer Anmuth und Lieblichkeit, umfluthet von dem Gold Eurer Locken, durchlodert von edlem Zorn, bebend vor Furcht in ahnungsvoller Unschuld, da war es ein anderes Gefühl, das mich erfaßte, mich durchschauerte, ein Gefühl des tiefsten Mitleids und der Liebe" . . . vollendete er innig.

„Der Liebe?!" lispelte Judith, und schlang die schmalen Hände ineinander, und sah nach ihrem Vater, der einige Schritte vor dem Grafen und ihr dahinwandelte, zum Zelte des Fürsten Paskewitsch.

Wie ein geängstigt Vöglein wollte sie zu ihm eilen, als schützenden Fittig seinen Arm ergreifen.

Doch der Graf hielt sie zurück.

„Höre mich, Mädchen," sagte er und der melancholische Ton seiner Stimme correspondirte wunderbar mit dem sanft-düsternen Ausdruck seiner schönen Augen, „wer weiß, ob wir uns je wieder begegnen, jemals wiedersehen. Der Krieg ist ein wilder Geselle, aber Dein Bild wird leuchtend in meiner Seele stehen. Unauslöschlich ist der Eindruck, den Deine süße Schönheit, Dein eigenthümlich Wesen auf mich ausgeübt. Wie ein Strahlenblitz süßester Erkenntniß durchzuckte mich bei Deinem Anblick das Gefühl reinster Liebe. Raube es mir nicht, liebliche Judith, lasse mich Deiner gedenken, wie der blauen Wunderblume, die man erschauen, aber nicht pflücken darf. Lasse mir die Illussion, daß Du mich lieben könntest, wirklich liebst, versprich mir, mich als Deinen besten Freund zu betrachten, der in aller Noth und Gefahr Dir beizustehen stets bereit sein wird, so lange — er lebt," vollendete er leise seufzend, wie von banger Ahnung erfaßt.

Judith zitterte. Er zog ihren Arm in den seinen. Sie duldete es. Er sah ihr in das erglühte Gesichtchen. Sie lächelte, wie ein glückliches Kind.

„Könntest Du mich lieb haben, Judith?" forschte er.

„Mehr noch als meinen Vater, und das ist mehr, als die ganze Welt!" entgegnete Judith mit der begeisterten Einfachheit eines innigen Wonnegefühls der Liebe und dem ganzen Stolz ihres Glückes.

Graf Urugiewo wollte sie in seine Arme schließen, doch er besann sich. Er zog nur ihre kleine Hand an seine Lippen und küßte sie heiß und leidenschaftlich.

„Süßes, liebes Kind!" flüsterte er zärtlich. „Und Du, wirst Du Dich meiner erinnern, und eingedenk bleiben, daß ich Dein Freund, mich rufen, Dich an mich wenden, wenn Noth und Gefahr Dir drohen sollten, wenn man Deine Hand, Dein Herz begehrt?" —

„Ich verschenke meine Hand nicht ohne mein Herz und dies — gehört Euch!" unterbrach ihn Judith mit lächelnder Entschiedenheit und heißem Erröthen.

„Und wenn wir uns nie wiedersehen sollten, Judith?" fragte der Graf mit tiefbewegter Stimme.

„So wird mein Herz todt und wer dann meine Hand fordert mir gleichgültig sein," versetzte Judith voll hochgradiger Erregtheit. „Aber nein, nein, es kann, es darf nicht sein," fügte sie angstvoll hinzu und mit thränenumflorten Augen schaute sie zu ihm auf.

Er faßte ihre Hand und schloß sie fest in die seine.

„O, Judith, und könnten wir denn je einander angehören?"

„Ich glaube, nein," sagte sie tonlos. Dann aber hob sie das zierliche Haupt und lächelte ihn an.

„So gabt Ihr mir zu gleicher Zeit das höchste Glück und das tiefste Elend; ich kann Euch deshalb nicht loben, noch tadeln, denn ich kann Euch eben nur lieben."

Sie waren vor dem Zelte des Fürsten angelangt. Die Gegenwart erforderte ihre beiderseitige Aufmerksamkeit. Judith hing sich an den Arm ihres Vaters. Der Graf winkte seinen Schützlingen ihm in's Innere des Zeltes zu folgen. Er wies ihnen Raum und Lagerstatt an. Doch Vater und Tochter fanden nicht Ruhe noch Schlummer. Judith war still und träumerisch, Samuel tief-nachdenklich. Ihm, dem scharfen Beobachter und Menschenkenner waren des Grafen und Judith's Regungen nicht entgangen. Seufzend gedachte er der ahnungsvollen Worte seines Weibes Rebecca. Seine milden Augen hefteten sich fest auf der Tochter Antlitz. Sie sah glücklich, ach so glücklich aus, nur an den langen Wimpern glänzte es feucht, wie von Thränen. Was Samuel dachte und fürchtete, er sprach es nicht aus, er fragte nicht, er kannte sein Kind, dies Kind aber schwieg, und nur die zunehmende Zärtlichkeit, mit der sie ihn später überhäufte, bestätigte ihm, was er ahnte.

Der Graf hielt Wort, er sorgte in umfassendster und bester Weise für die Rückbeförderung Samuel's und Judith's nach Odessa, in ihrem Haupttheil zu Wasser. Der Abschied war warm-freundschaftlich von der einen, tief-dankbar von der anderen Seite. Und von Judith?

„Judith, süße Wunderblume, geliebtes Mädchen, lebe wohl; gedenke mein, und verzeihe mir," flüsterte der Graf ihr zu, Judith aber lächelte ihr lieblichstes Lächeln und verhüllte dann rasch ihr Angesicht mit den Türkenschleiern Achmeid's.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Silhouetten aus Galizien.

Von Nathan Samuely.

XVI. Das Tüpferl auf dem J.

(Fortsetzung.)

Während dessen — es waren beinahe vier Jahre verstrichen — erwarb ich mir in meinem neuen Wohnstädtchen einen sehr guten Namen, wozu aber leider ein sehr trauriger Umstand beigetragen hat — meine theuere Mutter nämlich starb mir. Dadurch auf mich selber jetzt angewiesen, kam ich in öftere Berührung mit den Leuten der Stadt, die bei dieser Gelegenheit in mir meine humane Gesinnung, meine Ehrlichkeit und Biederkeit in Handel und Wandel schätzten, ja auch mein bischen Wissen erwarb sich ihre Achtung in hohem Maße.

Die Jahre, die unterdessen verstrichen, kühlten jedoch nicht im mindesten die Liebesgluth in mir, die ich für die Ester empfand, ja, ihr trauriges Loos ging mir so zu Herzen, daß es mich oft ganze Nächte nicht schlafen ließ. Ich suchte aber alles zu erfahren, was Ester betraf und so geschah es, daß ich eines Tages die traurige Wahrnehmung machte, daß über das Haus des armen Onkels und besonders über das Haupt der unglücklichen Ester eine gar traurige Katastrophe herangebrochen ist. Das saubere Schwiegersöhnchen nämlich entlockte unter einem Vorwande seinem Schwiegervater eine hohe Summe von mehreren tausend Gulden und verschwand spurlos mit derselben aus seinem Hause.

Mit dieser Zeit fand ich keine Ruhe mehr, so sehr erfaßte mich das traurige Schicksal der unglücklichen Ester, und ich weiß nicht, etwas auch wie ein Strahl von Hoffnung stahl sich mir ins Herz, daß Ester vielleicht doch mein sein werde, wenn es mir nur gelingen könnte, die Spur des Verschwundenen aufzufinden. Freudigen Herzens hätte ich alle meine Kräfte dem Onkel angeboten — denn ich erbte auch ein namhaftes Vermögen von meiner Mutter — aber wird der Onkel nicht meine Hilfe verschmähen? Wird er mich nicht derb von sich zurückweisen, wenn ich mit meinem Anerbieten vor ihn hintreten werde? Durfte ich es wagen, mich ihm jetzt zu zeigen? Würde er es nicht gar von mir als eine Art Schadenfreude ansehen?

Ueber alle diese Fragen, die in mir stürmten, brachte mir bald Einer die beste Lösung und dieser war kein anderer als der Onkel selbst. Eines Tages nämlich erschien dieser bei mir in der Wohnung — doch war das mein früherer Onkel? Nein, kaum einen Schatten sah ich von ihm, einen gebrochenen Menschen, mit tief gesenktem Haupte, furchenreichem und von Gram verzerrtem Gesichte — und wie er vor mir dastand, mein armer Onkel, gebückt, gebeugt und

gedemüthigt, wie ein Verbrecher. Er versuchte wiederholt zu sprechen, doch kamen nur Thränen statt Worte. Endlich brachte er es über sich zu sprechen. „Ich weiß, wie ich mich an Dir versündigt" sagte er, „hart, sehr hart versündigt, doch ich büße es genug. Allein alle Strafe ist noch zu klein für mein Vergehen. Ich würde sie auch mit Geduld tragen, aber das traurige Loos meiner unglücklichen Tochter, das ich verschuldet, die Thränen meiner armen Frau, die mich so oft gewarnt, die schnüren mir das Herz zusammen, die sind für mein schuldbeladenes Gewissen furchtbare Quälgeister. Ich weiß nicht, mich trieb es zu Dir, zu Dir, den ich durch meine Verblendung so schwer verletzt — es will mir immer scheinen, daß Du mir in der großen Noth Hilfe bringen wirst." —

Es brauchte wahrlich nicht erst solcher rührenden Worte mich zu ermuthigen, alles für Ester aufzubieten. Ich machte, mich sofort auf und reiste mit dem Onkel zu ihm nach Hause. Wenn es überhaupt noch einer Ermuthigung für mich bedurfte, sogar mein Leben, wenn es nöthig sein sollte, für die Rettung der armen Ester hinzugeben, so war es ihr Anblick, so war es sie selbst, die ich so traurig, so gedrückt wieder vor mir sah und die mit dem wehmüthigen Zug in ihrem Gesichte, noch anmuthiger, noch schöner, noch verklärter in meinen Augen erschien . . .

Keine Sache war mir zu schwer. Ich trat größere Reisen an, um die Spur des Verschwundenen zu finden. Ich bot große Summen auf, forschte und suchte, doch alle Mühe war vergebens, — von dem Verlorenen war kein Lebenszeichen aufzufinden.

Da leitete mich das ewige Grübeln und Nachdenken, wo doch einen Ausweg zu finden, auf einen Gedanken, von dem ich mir manche Hilfe versprach. In der Stadt N. nämlich, weilte damals eine der bedeutendsten rabb. Capazitäten, die ihren Einfluß überall hin erstreckte, wo überhaupt jüdische Gemeinden vorhanden waren. Ich beschloß, diesen Rabbiner mit der Bitte anzugehen, daß er uns in dieser Noth mit seinem mächtigen Einfluß beistehe. Der Onkel, dem ich meinen Entschluß mitgetheilt, klammerte sich mit beiden Händen an denselben und so traten wir auch an demselben Tage die Reise zu jenem Rabbiner an.

Der Rabbiner in N., in dessen Stube wir uns Tags darauf befanden, war Talmudist bis auf den Knochen, so zu sagen ein versteinerter Schulchan-Aruch-Mann, ein Mann, dessen Idol der todte Buchstabe des jüdischen Gesetzes war und bei dem alle Gefühle, alle menschlichen Regungen, alles Denken und Empfinden in dem todten Buchstaben erstarrten, in dem todten, vorgeschriebenen Worte des Gesetzes, das er mit aller Kraft seiner verknöcherten Seele blind und rücksichtslos anbetete.

Vor diesem Rabbi, aus dessen Augen wilde, unheimliche Blitze schossen, standen wir nun beide — ich und der Onkel.

„Nun was wollt Ihr? Ein Din Tora*), eine Schaale**), oder sonst was?" fuhr uns der Rabbi barsch an, der sich beim dünnen und spitzigen Barte faßte und sich dessen arg zerkauete Ecke in den Mund langte.

„Nein, kein Din Tora" fing der durch diese Ansprache verblüffte Onkel mit bebenden Lippen an.

„So redet was — nur kurz, kurz!" drängte der ungeduldige Rabbi, einige Mal mit der Hand in der Luft herumfahrend, wie wenn er Fliegen fänge.

„Meine arme Tochter . . ." begann der noch mehr verlegene Onkel.

„Arme Tochter!" schnitt ihm der Rabbi scharf das Wort ab, der vor Aufregung die Bartspitze aus seinem Munde fahren ließ — „Arme Tochter — was geht mich Eure arme Tochter an? Keine langen Einleitungen — nur kurz, kurz, kurz!"

*) Eine Streitsache. **) Eine rituelle Frage.

„Meine arme Tochter —" rang der erschrockene, ganz fassungslose Onkel vergebens nach Worte.

„Arme Tochter!!" schnellte der Rabbi wie ein Gummiball empor, indem er wüthend mit seiner knöchernen Hand auf den Tisch schlug, daß alle die verschiedenen, auf demselben sich befindlichen Folianten gleich ihm in die Höhe fuhren. „Wieder arme Tochter und wieder arme Tochter und kein Ende mehr! Wie oft muß ichs denn hören? Was geht mich Euere arme Tochter an? Kurz, was wollt Ihr — machts kurz!"

„Seiner Tochter ist der Mann durchgegangen", griff ich jetzt ein, indem ich mit einem Athemzuge die Worte hervorstieß, so daß der fromme Mann nicht einmal Zeit hatte, den Mund zu öffnen.

„Der spricht wie ein Mensch", äußerte der Rabbi seine Zufriedenheit „besser noch wäre, wenn er kurz gesagt hätte: sie ist eine Agune*).

„Ja Agune", stimmte jetzt auch der Onkel, dadurch ermuthigt, ein.

„Also eine Agune!" wiederholte der Rabbi, sich bedächtig den Bart glättend, „das ist eine ganz andere Sache — Aufbinden eine Agune ist Gebot und nach der Behauptung des Alfes wiegt dieses alle andern auf — also nochmals eine Agune" näselte er mit einer talmudischen Melodie „Eine Agune . . . eine Agune!" (Fortsetzung folgt.)

*) Eine vom Manne Verlassene.

Die Entstehung des Namens „Congo"

Ungefähr um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte in Lissabon ein Jüngling, abstammend aus einer jüdischen Familie, die sich hatte taufen lassen, um der damals üblichen religiösen Anfeindung zu entgehen. Er entsagte den gewöhnlichen Lustbarkeiten der Jugend, warf sich vielmehr mit Eifer und ganzer Kraft auf das Studium der nautischen Wissenschaft in der es damals noch so viele Räthsel zu lösen gab.

Dieser Jüngling hieß Jacob Cohn oder, wie die Portugiesen ihn nannten, Diogo Caon. Obgleich es ihm selbst nicht gelang, eines der großen Probleme der Schifffahrt zu lösen, erwarb er sich durch unablässiges Forschen in der nautischen Wissenschaft gründliche Kenntniß aller Hilfsmittel damaliger Navigation, ja seine Kenntniß darin war so groß, daß, als er sich, um seinen Beruf festzustellen, auf der Marineakademie von Lissabon zur Prüfung gemeldet hatte, nach deren Ablegung von den Professoren einstimmig zur Promotion unter der Gunst des Königs empfohlen wurde. Alphons V., genannt der Afrikaner, gewann den Jüngling bald lieb, nicht allein seiner Kenntnisse im Seewesen halber, die damals, in der Glanzperiode des portugiesischen Reiches, über Alles geschätzt waren, sondern auch wegen seines stillen und dabei entschlossenen Charakters. Nachdem Jacob Cohn den Dienst an Bord der Kriegsschiffe in kurzer Zeit gelernt hatte, ward er Seeoffizier und that sich als solcher im Laufe der Jahre dermaßen hervor, daß er schon im Jahre 1480 Admiral war.

Zur selbigen Zeit hielt sich in Lissabon, angezogen durch die Bestrebungen Portugals auf dem Gebiete der Geographie und nautischen Wissenschaft, Martin Behaim auf, ein junger Gelehrter aus Nürnberg und Schüler des Regiomontanus. Er empfahl der Admiralität das Astrolabium seines Lehrers, und dieses fand denn auch auf den portugiesischen Schiffen Eingang. Bei dieser Gelegenheit war Behaim mit dem Admiral Cohn bekannt geworden, und zwischen beiden entstand rasch Freundschaft, vertieft durch ihr beiderseitiges Bemühen, der Wissenschaft und damit der Menschheit zu dienen. Wenn Cohn nicht eingeschifft war, konnte er sich von Behaim nicht trennen, aber bald sollte er Gelegenheit bekommen, ihn auch auf der See bei sich zu haben und sich an seiner geistvollen Arbeit und seinen lustigen Einfällen zu erfreuen. Im

Jahre 1481 war nämlich Alphons V. gestorben; sein Sohn, König Johann II., zeigte sich noch eifriger als sein Vater besorgt, den Glanz Portugals durch Entdeckung neuer Länder zu vergrößern, und die erste seiner Handlungen war, daß er eine bedeutende Flotte unter Cohn's Befehl stellte und ihm Martin Behaim als Kosmographen beigab. Der Admiral war von Herzen froh, seinen lieben deutschen „Goi", wie er ihn hieß,*) da er den Namen Behaim schwer aussprach, mit auf die Reise nehmen zu können.

An welchem Tage Cohn's Flotte in See ging, scheint nicht genau bekannt zu sein, ließe sich aber wohl aus den Archiven der Admiralität zu Lissabon ermitteln. Man weiß jedoch, daß der Admiral an der Westküste Afrikas über die Mündung des Zaire hinaus, noch zweihundert Meilen weiter nach Süden fuhr und überall an den Stellen der Küste, wo er landete, dem Befehle des Königs gemäß, Steinpfeiler aufrichtete, welche durch Inschrift zum Theile noch heute bekunden, wann, unter wessen Regierung und von wem dies geschehen sei. Ueber die denkwürdige Reise ist der Nachwelt ein Bericht erhalten geblieben, in welchem es heißt: „Nachdem Caon**) das Cap Lopez hinter sich gelassen hatte, gelangte er an einen Fluß, der bei den Eingeborenen Zaire heißt. Als er auf demselben eine kleine Strecke aufwärts fuhr, sah er schwarze Leute, wie überall an der Küste, und erfuhr durch Zeichen von ihnen, daß sie einen mächtigen König hätten, der einige Tagereisen weiter im Innern wohne. Er sandte nun mehrere Leute mit Geschenken dorthin, fürchtete aber bald, wegen ihres langen Ausbleibens, unvorsichtig gewesen zu sein, griff einige Neger als Geiseln auf und beschloß, zunächst nach Portugal zu segeln, den Negern aber deutlich zu machen, daß er zurückkehren werde und die vier Männer, die er an ihren König gesandt, bis dahin zurücklasse. König Johann freute sich, Leute von so gewecktem Geiste zu sehen gab Diogo Caon viele Geschenke für den König am Zaire mit und befahl ihm, schleunigst zurückzukehren, das neu entdeckte Land aber womöglich zum Christenthum zu bekehren. Als Caon dorthin zurückgekommen war, herrschte große Freude bei den Einwohnern darüber, daß die Geiseln lebend und gut gehalten waren, noch mehr aber bei den verlassen gewesenen Portugiesen, die gleichfalls wohlgepflegt schienen." Soweit der Bericht.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei für den Familientisch.

Ein Zeichen der Zeit.

Die bekannte Firma Mey & Edlich versendet, wie gewöhnlich seine Waaren-Kataloge, aber mit folgender Beilage: „Als Antwort auf uns vielfach zugegangene Anfragen erlauben wir uns, hierdurch zu erklären, daß sowohl unser Herr Ernst Mey, wie auch unser Herr Bernhard Edlich sich zu der christlichen Religion bekennen und von christlichen Eltern abstammen, daß auch die sämmtlichen Angestellten unserer verschiedenen Etablissements in Plagwitz, Leipzig, Berlin, Hamburg, Zürich, London und Paris, gegen 1000 Personen zusammen, Christen sind."

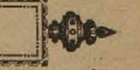
Wir finden es begreiflich, daß der Geschäftsmann eben Geschäftsmann ist. Aber es gereicht wahrlich der Zeit nicht zur Ehre, die den Geschäftsmann zwingt, mit seiner Religion . . . Schacher zu treiben. Und dabei spricht man von „Schacher-Juden"! Es wäre schlimm um das Christenthum bestellt, wenn es an diesen — Früchten zu erkennen wäre. Wir denken aber viel zu groß vom Christenthume, als das wir in diesen traurigen Zeichen der Zeit nicht vielmehr nur das Unkraut erblicken würden, das der große Gärtner schon zur rechten Zeit ausjäten wird. —

Daß aber der Antisemitismus sich an einen Mann heranwagt, der seine etwa 1000 Untergebenen rein von allem Semitismus zu bewahren sich die Mühe giebt, ist doch sehr undankbar. Juden werden hoffentlich an diesem Circular keinen Anstoß nehmen; wenn sie sonst gut bedient wurden, werden sie die rein christliche Bedienung in den Kauf nehmen. Was kann Mey & Edlich dafür, daß auch noch zu Ende des 19. Jahrhunderts das Göthe'sche Wort eine Wahrheit ist: „Wie ein jeder ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zum Spott".

*) Das Wort Goi ist eine Bezeichnung, welche viele selbst getaufte Juden dem Christen beilegen.

**) In den Quellen findet sich die Schreibweise des Namens verschieden: Can, Cam, Cohn, Caon und Cao. Uns liegt natürlich die Schreibart Cohn am nächsten.

Räthsel-Aufgaben.



I. Quadrat-Räthsel.

Von G. Werthan in Berleburg.

Die folgenden 16 Buchstaben:

A A A A A B B D J J J J M N N O

sind in die 16 Fächer eines Quadrates so zu setzen, daß die correspondirenden Reihen, von oben nach unten und von links nach rechts, 4 biblische Eigennamen und zwar: Reihe 1 und 3 zwei weibliche, Reihe 2 und 4 zwei männliche, ergeben.

II. Deutsches Silbenräthsel.

(Zweisilbig.)

Von R. in Magdeburg.

Mit **e** man es bei jedem Menschen findet,
Doch läßt man's, Schmerz man drob empfindet
Mit **a** man nächstens es verkündet,
Der Jude Freude drob empfindet, —
Wie's der Schulchan Aruch kündet.

III. Hebräisches Logogryph.

Von C. in R.

1 2 3 Dir nimmer fehle,
Sitzest Du beim frohen Mahl;
Es erquicket Herz und Seele
Mehr als Wein im Goldpokal.

3 1 2 desgleichen füge
Zu dem ersten stets hinzu;
Beide leisten voll Genüge,
Genießt man sie in Seelenruh!

IV. Hebräisches Silbenräthsel.

(Zweisilbig.)

Von J. Eckmann in Nienburg.

Ein junges Thier nennt Dir das Wort,
Ein ה dran, bringt's von Ort zu Ort.

Auflösung der Räthsel in Nr. 5.

I. A a c e g i C

M	M	A	K	J
O	O	S	O	O
R	S	S	R	N
I	U	E	E	A
A	L	R	A	S

D b d f h k B

Diagonale A. B = **Moses.** C. D. = **Josua.**

II. **Jordan** (Fluß und deutscher Dichtername).

III. **צאן** (Schaf) **Zaun.**

IV. ימים (Meere), ימים (Tage) ימים (Maulesel, s. 1. B. M. 36,24.)

Richtige Auflösungen sandten ein:

Gabriel Schwarz in Hattstadt. S. Ries in Bruchsal. Dolfe in C. Wilhelm Chrzelitzer in Oberglogau. Paul Weißmann in Katscher. L. in Aachen. L. Katz in Falkenberg. Sali Cohen in Rees. E. L. in Dr. (2. 3) Paula und Sylvius Pick in Beuthen O.-S. (I) Joseph W. Goldschmidt in Altona (II). Cantor Winter, Heinrich Löwe und Richard Pacharzewski in Magdeburg.

Die richtige Antwort auf die Scherzfrage — מנסתרות — sandten L. Cohen in Rees und J. W. Goldschmidt in Altona ein.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.